

Kreuzfahrten eine „Form von Dekadenz“

MT-Interview: Reisen in alle Welt und regelmäßig ein neues Auto? Das muss aufhören, sagt Professor Niko Paech. Deindustrialisierung mit Bedacht sieht Deutschlands bekanntester Wachstumskritiker als einzige Chance. Jetzt ist er in Minden zu Gast.

Henning Wandel

Minden. Die deutsche Wirtschaftsleistung wird in diesem Jahr schrumpfen. Nur ein wenig, aber immerhin: Rezession ist immer noch ein Alarmsignal. Nicht so für Prof. Dr. Niko Paech. Der Volkswirt gilt als bekanntester Fürsprecher einer Postwachstumsökonomie, in der gesellschaftlicher Wohlstand nicht mehr allein von Geld und internationalen Lieferketten abhängt. Dazu hält er am Mittwoch, 25. Oktober, ab 17 Uhr eine öffentliche Vorlesung am Campus Minden. Der Eintritt ist frei, Anmeldungen sind nicht erforderlich. Im Interview gibt Niko Paech einen Einblick in ein kontroverses Thema.

Herr Professor Paech, in Deutschland herrscht geradezu eine Angst vor Deindustrialisierung. Und jetzt kommen Sie als Wissenschaftler und sagen, dass weniger industrielle Produktion genau das ist, was wir als Zukunftsmodell brauchen. Wie passt das zusammen?

Proaktiv mit Krisen umzugehen, heißt, sie nicht zu verdrängen, sondern daraus einen notwendigen Kulturwandel abzuleiten. Aktuelle Krisen sind unvermeidbar, nämlich das aufgestaute Resultat eines jahrzehntlang gepflegten Realitätsverlustes. Die Mikrochipkrise, die Holzkrise, eine zu erwartende Ölkrise, die aktuelle Gaskrise, die früher oder später wiederkehrende Instabilität des Finanzsektors – dies alles sind Symptome dafür, wie sehr moderne Gesellschaften über ihre Verhältnisse leben. Deshalb wird ein Plan B nötig. Eine bewusst gestaltete Deindustrialisierung ist besser als das Desaster eines Zusammenbruchs.

Seit mehr als 15 Jahren forschen Sie zu Postwachstumsökonomie. Können Sie diese beschreiben?

Bei der Postwachstumsökonomie handelt es sich um den Zukunftsentwurf verschiedener, sich ergänzender Versorgungssysteme. Sie ist dadurch gekennzeichnet, dass das Bruttoinlandsprodukt als Maß für die Verfügbarkeit arbeitsteilig erzeugter Güter nicht mehr wächst und sogar vom Niveau her zumindest in Mitteleuropa und den anderen Konsumgesellschaften deutlich geringer ist als momentan. Das würde bedeuten, dass die Industrieproduktion, der Konsum und die Mobilität drastisch abnehmen müssen, was sozialpolitische Herausforderungen mit sich bringt, zumal damit Arbeitsplätze schwinden. Gleichwohl wäre Vollbeschäftigung möglich, nämlich auf Basis einer durchschnittlichen Wochenarbeitszeit von 20 Stunden. Das zweite Problem, das daran anknüpft: Lässt sich mit dem somit verringerten Einkommen gut leben? Die Antwort lautet: Ja – wenn das monetäre Einkommen um eine zweite Quelle der Versorgung ergänzt wird. Die durchschnittlich freigestellten 20 Stunden lassen sich nutzen, um moderne Subsistenzleistungen zu erbringen.

Wie genau können wir uns das vorstellen?

Zeitgemäße Selbstversorgung umfasst drei Ebenen. Erstens die eigene Produktion, vor allem im Nahrungsmittelbereich, aber auch in offenen Werkstätten, in Netzwerken der Selbsthilfe oder in kommunalen Ressourcenzentren. Zweitens ist die Gemeinschaftsnutzung wichtig. Wie viel Geld wird gespart, wenn sich fünf Menschen ein Auto, eine Waschmaschine, einen Rasenmäher, einen Winkelschleifer und andere Gebrauchsgegenstände teilen würden? Drittens – und das ist sogar das Wichtigste – wäre die Nutzungsdauerverlängerung wichtig. Bildung und Erziehung müssen sich radikal verändern. Anstelle des Akademisierungswahns bedarf es einer Hinwendung zur handwerklichen Befähigung. Menschen jeglichen Alters sollten nicht nur achtsam mit Gütern umgehen, son-



Tourismus auf hoher See? Der Wissenschaftler aus Siegen ist dagegen.

Symbolfoto: imago

dern sie gegebenenfalls reparieren, instandhalten und weitergeben können. Damit sinkt das notwendige Einkommen der Menschen, um modern versorgt zu sein.

Dennoch würde es sich wie ein Rückschritt anfühlen.

Klar, eine Wirtschaft ohne Wachstum gewährleistet nicht denselben materiellen Wohlstand. Aber viele Forschungsergebnisse zeigen, dass seit Jahrzehnten in ausgerechneten den reichsten Konsumgesellschaften die Lebensqualität nicht mehr gestiegen ist. Depressionen, das Burnout- oder Aufmerksamkeitsdefizit-Syndrom, die digitale Demenz nehmen überhand. Es ließe sich die Frage stellen, wer eigentlich noch von wirtschaftlichem Wachstum profitiert. Ist es in einer demokratischen Gesellschaft angemessen, Dinge zu tun, von denen nur Eliten profitieren?

Im Moment ist die Sorge aber doch eher, dass die Produktion und damit der Wohlstand abwandert ...

Langfristig werden auch alle anderen Länder von derartigen Knappheitszonen heimgesucht, insbesondere China und Indien. China kann trotz seiner Größe schon jetzt nicht mehr selbst die Ressourcen bereitstellen, die das dortige Wirtschaftswachstum benötigt. Also wird Afrika geplündert. Aber auch diese Zitrone wird irgendwann ausgepresst sein. Und dann? Wer sich möglichst früh durch kreative Genügsamkeit auf ein Zeitalter einstellt, das nicht mehr mit aktuellen Wohlstandsansprüchen vereinbar ist, wird die Nase vorn haben.

Aber wie wollen Sie die Gesellschaft davon überzeugen? Wir scheitern sogar an einem Heizungsgesetz. Und wir wissen auch alle, dass weniger Fleisch zu essen gut und gesund wäre, trotzdem können wir uns dazu nicht durchringen.

Völlig klar, die Mehrheit der Menschen in Konsum- und Industriegesellschaften ist noch nicht in der Lage, das eigene Leben an dem dringend nötigen Überlebensprogramm auszurichten. Zugleich ist die gesellschaftliche

Realität von immensen kulturellen Ungleichzeitigkeiten geprägt. Hier liegt die Chance, dass sich Vorreiter, Pioniere und Reallabore herausbilden, die sichtbar vorwegnehmen, woran sich der Rest orientieren kann, wenn der Laden zusammenbricht. Der Homo sapiens vergleicht nicht einfach nur Preise und ist gierig, sondern beobachtet andere Menschen, die ihn mit etwas Ungewohntem konfrontieren, aber eben auch inspirieren. Neue Praktiken, Lebensentwürfe und Versorgungssysteme, deren Tauglichkeit durch vorgelebte Beispiele unter Beweis gestellt wird, lösen Prozesse der Nachahmung aus. Diese sozialen Prozesse beginnen immer in den Nischen. Den Rest erledigen die Krisen.

Genau hier tut sich aber auch eine Kluft auf, wenn sich zum Beispiel Menschen auf die Straße kleben, weil sie sagen: Wir haben erkannt, dass sich Mobilität ändern muss. Auf der anderen Seite gibt es Menschen, die von ihrem Wohlstand nichts abgeben können oder wollen, weil der ohnehin nicht gerade überbordend ist.

Dieses Problem lässt sich nur auflösen, wenn eine Unterscheidung getroffen wird zwischen dekadentem Luxus, der während der letzten Jahre wirklich erstaunliche Zuwachsraten verzeichnet hat, und basalen Grundbedürfnissen, deren Befriedigung überhaupt nicht infrage zu stellen ist. Nichts wäre sozialer Gerechtigkeit zuträglicher, als dekadenten Luxus, der zudem ökolo-

gisch ruinös ist, abzuschaffen. Es geht nicht darum, Menschen zu drangsaliieren, die aktuell gezwungen sind, mit einem alten Auto zur Arbeit zu fahren. Aber wie lassen sich Kreuzfahrten, Skiurlaube, Flugreisen oder Spielekonsolen und Tablets für Fünfjährige rechtfertigen? Das Gefälle zwischen Arm und Reich wird doch gerade kleiner, wenn dieser überbordende Luxus, den sich nicht alle leisten können, vermieden wird. Und wenn die Politik das nicht schafft, treten logischerweise andere Konfrontationen auf den Plan. Eine Demokratie, in der nicht gestritten wird, ist keine, sagte Helmut Schmidt einmal.

Die Definition von Luxus ist nicht ganz einfach. Nehmen wir zum Beispiel ein Rentnerpaar, das lange auf diese eine Kreuzfahrt gespart hat. Wollen Sie diesen Menschen sagen, dass sie nicht ein einziges Mal tun dürfen, was die Eliten jahrzehntlang genießen durften? Das ist doch eine Form sozialer Ungerechtigkeit.

Nein, das ist eine Form von Dekadenz. Entschuldigung, aber es zählt nicht zu den Menschenrechten, Dinge zu tun, die so immense Schäden verursachen wie eine Kreuzfahrt. Auf einem physisch begrenzten Planeten lässt sich nicht gerecht verteilen, was in einer gerechten Welt nie hätte entstehen dürfen, weil es auf verantwortungsloser Plünderung beruht. Was einem Individuum maximal an materiellen Freiheiten zustehen kann, lässt sich nicht allein an interpersonellen Vergleichen festmachen. Paradoxerweise berufen sich alle Befürworter einer auf Wachstum beruhenden Konsumgesellschaft auf Leistungsgerechtigkeit. Aber wie lässt sich dann erklären, dass dem physischen Wohlstand, den Menschen heute durchschnittlich in Anspruch nehmen, ein zusehends geringes Quantum an eigener physischer Arbeit gegenübersteht? Der Homo sapiens hat sich seit der Steinzeit körperlich nicht weiterentwickelt, er kann nicht mehr materielle Arbeit verrichten. Stattdessen bedient er Maschinen, die Materie und Energie in Produkte verwandeln. Aber diese Maschinen speisen sich aus Umweltverbrauch. Es existiert kaum mehr eine physikalische Äquivalenz zwischen begrenztem eigenem Schaffen und einem unbegrenzten Wachstum an

beanspruchten physischen Artefakten des Wohlstandes. Die Differenz dazwischen ist reine Plünderung. Deshalb ist der aktuelle Wohlstand in den Industriestaaten nicht verdient, sondern dreist angeeignet. Dies wird infolge der Physikvergessenheit der Sozial- und Geisteswissenschaften einfach ausblendet. Wenn wir den Wohlstand auf ein ökologisch verträgliches Maß reduzieren, verzichten wir nicht, sondern geben nur eine Beute zurück. Darüber muss gestritten werden.

Kommen wir noch einmal zurück zur Praxis. Wir arbeiten weniger Stunden für Geld, dafür beackern wir ein Feld, konfigurieren für jemand anderen den Computer oder reparieren Fahrräder. Dieses Prinzip war in der DDR für viele Menschen notwendig, um an gewisse Güter überhaupt erst ranzukommen. Haben Sie das bei Ihren Überlegungen auch mit im Kopf?

Ja, absolut. Derartige Austauschformen sind entmonetarisiert und werden zukünftig wieder wichtig. Die Solidarische Landwirtschaft, zu der ich forsche, bildet ein ähnliches Prinzip, das den Marktmechanismus außer Kraft setzt, indem unmittelbare Versorgungsbeziehungen zwischen Erzeuger und Verbraucher hergestellt werden. Diese Form des Wirtschaftens erzeugt weniger soziale Ungleichheit und ist krisenresilient, denn Weltwirtschaftskrisen werden der Solidarischen Landwirtschaft nicht viel anhaben können, ebenso wie Repair-Cafés. Versorgungssysteme, die auf Geld und globalen Lieferketten beruhen, können immer wie ein Kartenhaus zusammenbrechen.

Sie sprechen viel über den Nahraum und damit gleichzeitig von weniger Globalisierung. Das würde einen Rückzug bedeuten hin zu nationalen Interessen und wäre damit eine Abkehr von bisherigen politischen Selbstverständlichkeiten ...

Die Globalisierung und vor allem der multilaterale Austausch zwischen den Kulturen haben keinen Frieden gestiftet, sondern ihn teilweise zerstört. In einer Welt, in der alles mit allem verbunden ist, ist auch alles mit allem konfrontiert. Sorry, aber die alte linksliberale Ideologie, der gemäß alles mit allem vernetzt sein muss, damit sich alle gut verstehen, hat Federn gelassen. Das heißt aber nicht, in Nationalismus zu verfallen. Eine maßvolle Form des Austauschs zwischen Kulturen unter Wahrung der Eigenständigkeit und der Würde der jeweiligen Kulturen ist dem Frieden dienlicher als das derzeitige Modell einer permanenten gegenseitigen Durchdringung, die zur permanenten Destabilisierung führt. Angemessen wäre eine Balance zwischen einer immer noch international verflochtenen Wirtschaft, die aber quantitativ kleiner sein muss, um einen stärkeren Akzent auf regionale und lokale Ökonomien legen zu können.

Die Sehnsucht nach mehr Selbstwirksamkeit gibt es schon länger. Immer mehr Menschen möchten sehen, was sie mit ihren Händen erschaffen. Die müssten Ihnen doch eigentlich die Bude einrennen. Wann, glauben Sie, sind wir als Gesellschaft bereit für eine solch große Veränderung?

Das hängt vor allem von den Krisenszenarien ab. Mit jeder weiteren Krise, die wir durchleben, nimmt die Anzahl der Menschen zu, die nicht mehr an die Fortsetzbarkeit unserer derzeitigen Daseinsform glauben. Das ist eine Ressource, aus der sich die schon jetzt wachsende Vielfalt an Aufbrüchen, Netzwerken, Reallaboren und Initiativen speist, die fröhlich und friedlich vorwegnehmen, was in Zukunft auch dem Rest der Gesellschaft bevorsteht.

Der Autor ist erreichbar unter Henning.Wandel@MT.de



Prof. Dr. Niko Paech forscht in Siegen zu Umweltökonomie und Nachhaltigkeit. Foto: privat